

«Wir sind offen gegenüber dem Westen»

Eine «philosophische Studie über Zeit und Erinnerung» nennt Indrajit Hazra seinen neuen Roman «Bulgarian's Girl». Bis Ende November lebt und schreibt er in der Villa Sträuli.

Möchten Sie manchmal jemand anderes sein?

Indrajit Hazra: Nicht unbedingt jemand, der bereits existiert. Aber ich habe Fantasien über andere Versionen von mir. Das könnte jemand sein, der zum Beispiel jedes Jahr ein Buch schreibt. Als ich Kafka las, wollte ich so schreiben wie er. Was eine dumme Idee ist. Denn abgesehen davon, dass ich das nicht kann, würde ich dabei meine eigene Stimme nicht finden. Das wäre, als bliebe man ein Sklave seines Herrn. Heute habe ich keine Angst mehr, dass ich klingen könnte wie ein Autor, den ich mag; aber sicher, die Einflüsse von aussen bleiben weiter bestehen.

In Ihrem dritten Roman «The Bioscope Man», der 2008 erschien, schildern Sie das Leben eines indischen Stummfilmstars namens Abani Chatterjee. Was hat Sie an diesem Stoff interessiert?

Nun, mein Roman ist eine schwarze Komödie und Chatterjee keine reale Figur, sondern aus vielen Schauspielern des frühen indischen Kinos zusammengesetzt. Die Geschichte des Kinos liefert einen Teil des Hintergrunds, die Story selbst handelt aber von einem Mann, der etwas zu sein vorgibt. Das tun wir alle. Das Spielen ist eine Metapher dafür. Mich hat auch die Frage interessiert, wie sehr eine Person etwas werden kann, das sie nicht ist.

Begann damals, in den 1920er-Jahren, bereits das, was man heute unter dem Namen Bollywood kennt, also die kommerzielle indische Filmindustrie nach dem grossen amerikanischen Vorbild?

Nein, Bollywood kam eigentlich erst in den 50er-Jahren. Der Beginn des indischen Kinos war, weil Stummfilme ja ohne gesprochene Sprache auskamen, viel globalisierter, mehr mit dem Rest der Welt verbunden als das spätere Kino. Heute besteht das indische Kino zum grossen Teil aus Bollywood. Ich persönlich mag es nicht, ich finde es kitschig. Auf eine gewisse Weise habe



Der Schriftsteller und Journalist Indrajit Hazra blickt aus dem Fenster seiner Dachwohnung in der Villa Sträuli. Bild: Marc Dahinden

ich einen Anti-Bollywood-Roman geschrieben.

In einer Ihrer Kolumnen haben Sie sich ironisch über die globale Hegemonie der amerikanischen Kultur geäussert. Jede Kultur hat ihre lokalen Aspekte. Aber es ist auch wichtig, die äusseren Einflüsse zu verstehen. Als bengalischer Schriftsteller bin ich mit dieser Thematik gross geworden. Ich selbst und meine Frau sowie alle meine Freunde sprechen zu Hause bengalisch. Aber dort, wo ich lebe und arbeite, wird vor allem Hindi und Englisch gesprochen. Indien ist sehr vielgestaltig. Meinen Umzug von Kalkutta nach Delhi vor dreizehn Jahren könnte man mit einem Umzug von, sagen wir, Polen nach Frankreich vergleichen. Es gibt viele Witze und Nuancen in meinen Büchern, die auf lokale Gegebenheiten Bezug nehmen und auch von einem indischen Publikum nicht unmittelbar verstanden werden. Um auf Ihre Frage zurückzukommen: Abgesehen von gewissen Hinterlassenschaften der Kolonialgeschichte, deren Bedeutung

am Schwinden ist, sind wir sehr offen gegenüber der westlichen Kultur. Als ich aufwuchs, las ich viel europäische Literatur in Übersetzungen. Die Leute meiner Generation kennen ihren Kafka, ihren Dostojewski. Es gibt zum Glück sehr gute Übersetzungen ins Bengalische.

Warum haben Sie sich entschieden, auf Englisch zu schreiben?

Diese Frage wird mir oft gestellt. Es war keine bewusste Entscheidung; Englisch ist solider, damit kann ich besser experimentieren. Wenn Sie mich schlagen, werde ich wahrscheinlich auf Bengalisch ausrufen. Aber wenn ich logisch denken möchte, muss es wohl in Englisch sein. Für mich ist Englisch so natürlich wie Bengalisch; wir wachsen alle zweisprachig auf, und Englisch ist in Indien eine der 22 offiziellen Amtssprachen. Würden wir kein Englisch sprechen, würden sich viele untereinander nicht verständigen können.

Worum geht es im neuen Buch, an dem Sie hier in der Villa Sträuli arbeiten?

«Bulgarian's Girl» ist wiederum eine Art schwarze Komödie. Der Roman spielt in Delhi und handelt von einem Mann, der glaubt, eine halbe Stunde in die Zukunft sehen zu können. Im Verlauf des Romans realisiert er, dass er im Begriff ist, diese Fähigkeit zu verlieren. Die Kindheit spielt im Buch eine grosse Rolle, unsere Erinnerungen haben viel mit dieser Zeit zu tun. Es ist also keine Science-Fiction-Story, sondern eine spekulative, philosophische Studie über Zeit, Erinnerung und Einbildungskraft. Ich weiss noch nicht, wie sie enden wird, und denke, das ist Teil des Vergnügens, das man beim Schreiben hat.

Sie überraschen sich selbst damit. Ja. Sonst langweilt man sich.

Wie viele Stunden im Tag arbeiten Sie?

Zwei bis drei Stunden am Vormittag und nach einer Pause nochmal so viel. Ich bin kein besonders schneller Schreiber, an einem guten Tag schaffe ich ein Kapitel, an einem schlechten nur ein Fünftel. Zurzeit beende ich gerade die erste Niederschrift. Im Januar

beginne ich mit der zweiten, die dann schon näher bei der endgültigen Fassung sein wird; am Ende habe ich jeweils drei bis vier Fassungen. Für mich ist der Aufenthalt hier in Winterthur sehr wertvoll, weil ich mich auf das 2009 begonnene Romanprojekt konzentrieren kann. Der schwierigste Teil beim Schreiben ist der Tonfall. Wenn man ein Projekt ein halbes Jahr liegen lässt, bekommt man den Tonfall nicht wieder hin.

Woher nehmen Sie den Stoff für Ihre Figuren? Aus dem eigenen Leben?

Ich kenne niemanden, der das nicht tut. Viele meiner Gedanken fliessen in die Figuren ein. Doch der Protagonist Bulgarian ist genau das Gegenteil von mir. Er ist sehr ordentlich und anspruchsvoll, er trägt zum Beispiel immer frische Hemden.

Spielt der Ort hier eine Rolle für Ihr Schreiben, abgesehen von der Ruhe?

Ich schreibe nicht über Winterthur, aber ich nehme gewisse Dinge wahr, die dann in die Literatur einfliessen. Den Geschmack einer Suppe zum Beispiel. Oder das Gefühl von Heimweh. Eine meiner Figuren ist Restauratorin, sie beschäftigt sich mit einem Bild von Lucas Cranach. Ein anderes Bild dieses Malers habe ich hier im Museum Briner und Kern gesehen, «Abraham und Isaak auf dem Weg zur Opferstelle». Diese Szene habe ich in einen Abschnitt des Romans integriert.

In Delhi arbeiten Sie bei der «Hindustan Times», der drittgrössten englischsprachigen Zeitung Indiens.

Ja, mein Geld verdiene ich weniger durch das Bücherschreiben als durch meinen Hundertprozentjob bei der Zeitung. Dort betreute ich die Meinungsseite und schreibe meine Kolumne für die Sonntagsausgabe. Ein Job, den ich mag. Ich schreibe auch Buch- und CD-Rezensionen. Die Musik spielt in meinem Schreiben eine grosse Rolle. Sie hat mich gelehrt, nicht alles ernst zu nehmen, mich den Dingen nicht ehrfürchtig zu nähern. Eine wichtige Person zu betrachten und sich zu sagen, vielleicht ist sie nicht wichtig. Und umgekehrt. Ich glaube, im Journalismus sollte man eine solche Haltung einnehmen, sonst produziert man Klischees. INTERVIEW: HELMUT DWORSCHAK

Buchtipps

Indrajit Hazra: The Bioscope Man. Penguin Books India, 2008. 320 pages.



Die 24 Meter hohe Lichtröhre scheint Himmel und Erde zu verbinden. Bild: pd

Ein grosser roter Zeiger in der Luft

Christopher T. Hunzikers «Red Line in a Cityscape» vor dem Gewerbemuseum bildet den Ausgangspunkt zum Rundgang durch die Ausstellung der Internationalen Lichttage.

Wie ein roter Zeiger ragt die Lichtnadel vom Kirchplatz 24 Meter in die Höhe. Nachts erleuchtet sie glühend rot und verbindet einer Himmelsleiter gleich die irdische und die luftige Sphäre. «Red Line in a Cityscape» besticht zum einen als leuchtender Akzent im Stadtraum, zum anderen durch das sinnlich-warme Licht. Die monumentale und zugleich zerbrechlich wirkende Lichtplastik besteht aus acht zwei Zentimeter dünnen, formgeblasenen Klarglasröhren, an deren Enden ungeheizte Elektroden eingelassen sind. Zwischen den Elektroden baut sich unter Stromspannung ein elektrisches Feld auf, das dazu führt, dass die Atome des im Glas eingeschlossenen Gases – in diesem Falle Neon – ionisiert werden und ein Niederdruckplasma entsteht. Durch die Gasentladung wird glimmendes Licht erzeugt, das wie eine leuchtende Wolke die Glasröhren ausfüllt. Neben Neon ist Argon das einzige Gas, das farbiges Licht bei der Entladung abgibt.

Die Neonröhre kennt man seit mehr als hundert Jahren. 1909 wurde sie vom Franzosen Georges Claude erfunden und 1915 von ihm patentiert. Vorerst wurden farbige Leuchtstoffröhren vor allem als Leuchtreklame angewendet. Erst 1963 fand die Leuchtstoffröhre mit «The Diagonal of May 25» von Dan Flavin Eingang in die Kunst. Bei den Leuchtstoffröhren von Christopher T. Hunziker handelt es sich nicht um genormte Industrieprodukte, sondern um Spezialanfertigungen, die in enger Zusammenarbeit und unter Ausreizung des technisch Machbaren mit der Firma Westiform AG entwickelt werden. Die filigrane Lichtnadel musste zum Beispiel so konstruiert werden, dass sie bei Wind nicht zerbricht. Die acht übereinander stehenden Glasröhren wurden deshalb mit Kabelbindern an ein ausfahrbares, leicht ausschwingendes Bauprofil montiert. Dieses wiederum ist in einem schweren, im Boden verschraubten Betonfundament verankert.

Urgestein der Lichttage

«Red Line in a Cityscape» ist eine Variation von «Red Lines in a Landscape», dem dreiteiligen Vorläuferwerk, das am letztjährigen Skulpturensymposium im Weiertal zu sehen war. Des Weiteren zeigte der Künstler dort seine Lichtkunstwerke «Inshallah» und «Chaos Lines», die nun als Leihgabe

im beziehungsweise vor dem Theater Winterthur Platz gefunden haben.

Christopher T. Hunziker in Winterthur vorzustellen, hiesse Eulen nach Athen zu tragen. Seine Firma ist zwar inzwischen in Birmensdorf angesiedelt, aber als langjähriger Geschäftsleiter des Forums Architektur Winterthur ist er noch immer stark in der Eulachstadt engagiert. Nebst seiner künstlerischen und beratenden Tätigkeit unterrichtet er zudem seit einem Jahr Architektur und Freiraumgestaltung an der Zürcher Hochschule für Technik.

Der vielseitige Künstler-Architekt gehört zu den Urgesteinen der Internationalen Lichttage. Bei der ersten Ausgabe des Festivals 2004 sorgte er mit seiner minimalistisch-konzeptuellen Beleuchtung des Sulzer-Hochhauses für Furor. Selten wurde Lichtkunst so trocken auf den Punkt gebracht. Damals wurden die Fenster des Winterthurer Wahrzeichens so beleuchtet, dass übereck an den Fassaden das Wort «LICHT» zu lesen war. Christopher T. Hunziker ist nicht nur Mitinitiant der Internationalen Lichttage, er ist dieses Jahr mit «Red Line in a Cityscape» auch deren Fackelträger. ILUCIA A. CAVEGN

Bis 28. November
Gefallen Ihnen die Werke?
Stimmen Sie ab unter:

www.landbote.ch/lichttage